



Prof. Dr. Christine Hannemann
(60) forscht und lehrt an der Universität Stuttgart im Fachgebiet Architektur- und Wohnsoziologie

»WOHNEN WANDELT SICH«

Wie wir morgen leben möchten? Jedenfalls nicht mehr so, wie heute gebaut werde, sagt Soziologin Christine Hannemann. Ein Gespräch über kleinbürgerliche Grundrisse und das Ende von Wohnfunktionen

INTERVIEW Gunda Siebke

Jeder Mensch wohnt. Der eine in der Großstadt und die andere idyllisch und ländlich, manche mit Familie, als Wohngemeinschaft, als Paar, als Single, mit Freunden und Hund. Wir richten uns im Leben ein – und richten unser Zuhause ein. Und dann kommt alles ganz anders. Wir siedeln doch noch einmal um für einen Job, wir arbeiten viel mehr zu Hause; die Kinder ziehen aus, die Eltern möchten im Alter zurück in die (teure) Stadt und müssen dort mit weniger Platz auskommen. Das alles wirkt sich früher oder später auf unsere Art zu wohnen aus, auch auf unsere Einrichtung. Was da gerade genau passiert, erklärt Prof. Christine Hannemann im Interview.

Professor Hannemann, welche Bedeutung hat Wohnen eigentlich aus soziologischer Sicht?

Wohnen ist die Existenzgrundlage unseres Daseins. Alles, was mit dem privaten Leben verbunden ist, bildet sich im Wohnen ab: Schlafen, Essen, Trinken, Sexualität, Körperpflege und vieles mehr. Bisher gab es eine Trennung in Arbeiten und Wohnen, das Zuhause war immer explizit der Ort der Nicht-Arbeit.

Aber das ändert sich gerade?

Ja, alle klassischen Bezüge wie die Trennung von öffentlichem und privatem Leben lösen sich momentan auf. Im Vergleich zu den 1970er-Jahren, als dieser soziale Wandel eingesetzt hat, verändern sich die Grundlagen, auch das Wohnen betrifft, gerade entscheidend.

Hängt unsere Art zu wohnen eng damit zusammen, was für einer

men. Das alles wirkt sich früher oder später auf unsere Art zu wohnen aus, auch auf unsere Einrichtung. Was da gerade genau passiert, erklärt Prof.

FOOTO RONNY SCHÖNEBALM

»WOHNUNGEN WERDEN AUCH ZUNEHMEND ZU LAGERSTÄTTEN FÜR KONSUMGÜTER«

Art von Arbeit wir nachgehen?

Ja, der häufigere Wechsel von Arbeitsverhältnissen, aber auch die Art der Tätigkeit ist heute immer öfter mit Ortswechseln verbunden. Man spricht hier von Multilokalität – die nimmt beim Wohnen gerade zu.

Was verändert sich noch?

Klassische Wohnfunktionen werden heute immer häufiger ausgelagert. Die Imbisskultur, die sich in Deutschland entwickelt hat, ist ein gutes Beispiel dafür: Es wird zunehmend weniger gekocht. Viele waschen auch ihre Wäsche nicht mehr selbst. Oder denken Sie an Kinderbetreuung, Altenbetreuung und Pflege in Krankheitssituationen – all das findet kaum noch zu Hause statt. Wohnungen werden auch zunehmend zu Lagerstätten für Konsumgüter.

Stimmt es eigentlich, dass immer mehr Menschen in Großstädte ziehen und immer weniger auf dem Land leben wollen?

In Untersuchungen zu Wohnwünschen wird immer wieder konstatiert, dass die meisten Menschen am liebsten in einer Klein- oder Mittelstadt wohnen würden. Gleichzeitig verbinden immer mehr Menschen ihr Dasein mit der städtischen Lebensweise. Das bedeutet zum Beispiel, dass nicht mehr jede Person unbedingt das Ziel hat, ein Eigenheim zu bauen. Es gibt eher eine Vielfalt von Interessen. Aber die Ideavorstellung, die Kurt Tucholsky in einem seiner Gedichte mal so wunderbar beschrieben hat, bleibt: „Vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße. Vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn – aber abends zum Kino hast du's nicht weit“.

Wie entstehen unsere Wunschkinder vom Wohnen, und wie haben sie sich verändert?

Aus soziologischer Sicht hängt es sehr stark von den gesellschaftlichen Verhältnissen ab, was für ein Wohnleitbild existiert. Denken Sie zum Beispiel an die extreme Wohnungsnot nach dem Krieg. In der Folge hat sich als Wohnleitbild die abgeschlossene Kleinwohnung für die Kernfamilie mit Vater, Mutter, Kindern herausgebildet. Auch in deutschen Wohnzeitschriften wie SCHÖNER WOHNEN werden solche Wohnkonstellationen übrigens noch überwiegend dargestellt – auch wenn sie sich momentan auflösen und Haushaltsstrukturen längst vielfältiger sind. Zum einen gibt es heute Patchwork-Familien, zum anderen führt die Verlängerung der Lebenserwartung dazu, dass das Zusammenwohnen als Familie nur noch einen bestimmten Anteil im Lebensverlauf einnimmt und die Menschen überwiegend allein leben.

Welche Wohnformen sehen Sie in Zukunft?

Wer kann das schon voraussagen? Das wäre reine Spekulation. Ich weiß nur, dass sich das Wohnen ständig verändert; Vielfalt und Heterogenität werden weiter zunehmen.

Gibt es keine neuen nennenswerten Trends?

Es gibt natürlich schon Prozesse wie den enormen Anstieg der Lebenserwartung. Inzwischen sind wir ungefähr ein Drittel unseres gesamten Lebens „alt“. In den Statistiken setzt das Alter im groben Überblick bei 55 Jahren an und dauert bis zum 96. Lebensjahr. Auch diese Lebensphase kann mit Erwerbstätigkeit verbunden sein.

Kinder können als Enkelkinder präsent sein – und im Moment bekommen die Leute ja tatsächlich wieder mehr Kinder.

Ist gemeinschaftliches Wohnen in neuen Konstellationen nur Sehnsucht oder schon Realität?

Die Veränderung in den gesamten sozialen Verhältnissen führt dazu, dass verstärkt versucht wird, Varianten zur kleinbürgerlichen Wohnform in einer abgeschlossenen Kleinwohnung zu finden – zum Beispiel als Mehrgenerationen-Modell. Aber die baulichen Voraussetzungen dafür existieren bisher kaum.

Die Grundrisse, die solches Wohnen ermöglichen würden, gibt es noch nicht?

Es wird zwar gebaut, aber das, was gebaut wird – und das ist meine Kritik –, geht an den Wohnbedürfnissen doch weitgehend vorbei. Da überwiegt immer noch die klassische Kleinwohnung für die Kernfamilie in bestimmten Variationen. Es gibt relativ wenig Angebote für alternative Wohnformen. Ich würde die These wagen, dass es ein starkes Interesse an anderen Wohnformen gibt – nur lassen sich die zurzeit nicht realisieren, weil der Wohnungsbestand das nicht hergibt.

Welche Rolle spielt aus Ihrer Sicht staatliche Wohnungspolitik in diesem Punkt?

Eine große! Denn die Schere zwischen dem, wie gewohnt werden möchte, und dem, wie gewohnt werden kann, geht weit auseinander. Für gemeinschaftliche Wohnprojekte gibt es zu wenig politische Unterstützung. Das muss sich in den nächsten Jahren ändern.